

dem sind auch hier die Schmalwände mit drei Pfostenstellungen versehen. Die Bischheimer Häuser (FR 98/251 und FR 2001/103) zeigen ebenso große Pfostenabstände. Ihre Pfostengruben weisen in der Regel auch größere Durchmesser auf. Der teilweise trapezoide Umriss Michelsberger Gebäude deutet ebenfalls auf Bischheimer Vorbilder hin. Zuletzt sei noch einmal auf die randliche Lage des Michelsberger Gebäudes innerhalb des Siedlungsareals verwiesen, die auch für Bischheimer Hausgrundrisse festzustellen war (FR 2001/103, FR 98/251 und FR 138).

Neben dem Hausgrundriss ließen sich mehrere Gruben und zahlreiche kleine Pfostenspuren als michelsbergzeitlich ansprechen. Die Befunde im Umfeld standen in der Regel mit dem Wohngebäude in Verbindung und bildeten mit diesem eine funktionelle Einheit. So wurden Vorratsgruben und Viehpferche auf dem Hofplatz unweit des Hauses eingerichtet. Davor zeugen die beiden 10 m westlich gelegenen tiefen, geradwandigen Gruben (802 und 792). Beide waren gut erhalten und wahrscheinlich zur Vorratshaltung angelegt. Erst später dienten sie als Abfallgruben. Auch kleinere Gärten und Anbauflächen sowie Materialentnahmegruben sind im Umfeld des Hauses zu erwarten.

Die westlich des Gebäudes nachgewiesenen vereinzelten, kleinen Pfostenspuren lassen an zaunartige Konstruktionen denken, die Anbauflächen oder Viehpferche umgrenzt haben könnten – sicher nachgewiesen sind sie jedoch nicht.

Michelsberger Funde, die z. T. sehr zahlreich (Stellen 767, 792, 797, 802, 809), aber auch in geringer Anzahl (Stellen 803, 810, 812, 821, 825, 850) zutage



traten, stammen aus sechs Gruben und fünf Pfostengruben. Hervorzuheben sind drei Pfostengruben (797, 810, 812) des Hausgrundrisses mit jungneolithischer Keramik und Silexartefakten.

Das jungneolithische Fundmaterial der Siedlung von Belmen gehört höchstwahrscheinlich in die mittlere Phase (2–3) der Michelsberger Kultur und ist zeitgleich mit dem Fundplatz Inden. Aufgrund des erstmaligen Nachweises eines Michelsberger Hauses im Rheinland kommt der Siedlung besondere Bedeutung zu.

54 Jüchen-Belmen. Pfostengrubenschnitt (Stelle 797) des Michelsberger Hausgrundrisses (FR 85).

Literatur: B. HÖHN, Michelsberger Kultur in der Wetterau. Univ.forsch. Prähist. Arch. 87 (Bonn 2002). – C. MAROLLE, Le village Michelsberg des Hautes-Chanvières à Mairy (Ardennes). Galia Préhist. 31, 1989, 93–158.

MEERBUSCH, RHEIN-KREIS NEUSS

„Dolchmesser“ und Prestigeobjekt – eine Michelsberger „Spitzklinge“ aus Ilverich

Vor mehreren Jahren entdeckte Hans-Peter Krull bei systematischen Flurbegehungen im Süden von Ilverich an der Grenze zu Büderich einige Feuersteinabschläge. Der Fundplatz liegt in der Nähe einer alten verlandeten Rheinschleife auf einer sandigen Anhöhe. In der Folgezeit sollte die Fundstelle erneut und gründlich abgesucht werden. Aber erst im Jahre 2002 ließ sich dieses Vorhaben verwirklichen. Es war ausgesprochen erfolgreich, denn es kamen typische Siedlungsreste zum Vorschein: bei der ersten intensiveren

Begehung im März 2002 u. a. eine vollständige 6,8 kg schwere Schleifwanne, eine kleine Beiklinge aus Rijckholt-Flint sowie mehrere Reste von Spitzklingen. In den darauf folgenden Jahren wurde die Begehung der Ackerfläche intensiviert. Die Einmessung aller Fundstücke erfolgte mit GPS. Die Objekte sind durchnummieriert und in einer Datei erfasst. Bis Ende Januar 2007 sammelten sich so rund 300 Artefakte an. Zum Fundmaterial gehören Mahlsteinfragmente sowie Klopf- und Schlagsteine aus Quarzit. Die Feuer-

Hans-Peter Krull und Jürgen Weiner

steinartefakte bestehen hauptsächlich aus Rijckholt-Flint, darunter Abschläge und Kernsteine mit Schliff. Es liegen jedoch auch Einzelstücke aus Valkenburg- und Lousberg-Feuerstein vor.

Im März 2003 fand sich das Terminalende einer zerbrochenen Spitzklinge. Die Bruchfläche wies eine etwas hellere Farbe als die restliche Klingenoberfläche auf. Dies ließ darauf schließen, dass das Stück erst in jüngerer Zeit zerbrochen war und somit die Möglichkeit bestand, früher oder später das fehlende, dazu passende Bruchstück zu entdecken. Im Dezember 2006 erfüllte sich ein kleiner Sammlertraum: An der gleichen Stelle des über drei Jahre zuvor geborgenen Erstfundes – die GPS-Daten waren identisch – wurde auf frisch abgeregnetem Acker tatsächlich das fehlende Stück entdeckt; es ragte nur mit der schmalen Bruchfläche aus dem Boden. Hier zeigte sich, dass sich Beharrlichkeit auf Dauer lohnt – eine Erfahrung, die „ihren“ Fundstellen treuen Sammler immer wieder machen.

Es ist jedoch nicht diese bemerkenswerte Fundgeschichte des Artefaktes aus Ilverich, die zur Entscheidung führte, es hier vorzustellen. Auch liegt der Hauptgrund nicht darin, dass es eine sog. Spitzklinge der Michelsberger Kultur (ca. 4400–3500 v. Chr.) ist, denn diese Artefaktgruppe ist aus rheinischen privaten und musealen Sammlungen in großer Zahl bekannt. Allerdings handelt es sich dabei nahezu immer um unterschiedlich große Bruchstücke. Dagegen zeigt der aus zwei aneinander gepassten Fragmenten bestehende Ilvericher Fund jetzt wieder seine ursprüngliche Form – Grund genug, ihn hier vorzustellen (Abb. 55). Das Artefakt ist 172 mm lang, 30 mm breit, 9 mm dick und wiegt 42 Gramm. Material ist typischer Rijckholt-Feuerstein der hellen Variante. Bis auf einen winzigen modernen Ausbruch am Spitzenende sowie Absplitterungen infolge landwirtschaftlicher Arbeit im Basisabschnitt auf der Unterseite (Ventralfläche) ist das Stück vollständig erhalten. Mit Ausnahme des facet-

tierten Schlagflächenrestes an der Basis weisen die Kanten eine geschlossen umlaufende Retuschierung der Oberseite (Dorsalfläche) auf. Bemerkenswert ist dabei, dass die Retuschiernegative bis annähernd zur Hälfte im proximalen Abschnitt sehr flach verlaufen. Im Vergleich dazu stehen sie in der restlichen, spitzenwältigen Hälfte ausgesprochen steil. Besonders deutlich wird dies an der linken Längskante sowie am distalen rechten Kantenabschnitt (Blick in Richtung Spitze). An Funden aus charakteristischem Feuerstein vom Typ Rijckholt bzw. dem nordfranzösischen Typ Romigny-Lhéry ist gerade diese steile Retuschierung ein regelrechtes Markenzeichen jungneolithischer Spitzklingen im Rheinland.

Die unterschiedliche Stellung der Retuschiernegative lässt sich ohne Mühe als Hinweis auf eine ehemalige Schäftung des Stückes interpretieren. Überdies liegt die Annahme nahe, dass solche geschäfteten Messer auch in einer Scheide am Gürtel getragen wurden, ähnlich z. B. jener des Mannes vom Hauslabjoch („Ötzi“). Bei einer Schäftung war der flach retuschierte proximale Abschnitt unter einem Kompositgriff aus organischem Material (z. B. Birkenpech als Klebstoff und Füllmittel, Holz/Geweih, Spaltrüttchenwicklung) verborgen, während das ursprünglich ebenfalls flach retuschierte Funktionsende frei blieb. Seine Kanten nutzten sich jedoch im Laufe des Gebrauches ab und wurden vom Eigentümer durch Nachretuschierung geschärft, was zu der typischen steil ausgeprägten Kantenform führte. Nun spricht manches dafür, dass es sich bei den sog. Spitzklingen tatsächlich um Allzweckmesser des täglichen Gebrauches handelt. Messer haben grundsätzlich eine schneidende Funktion und müssen deshalb möglichst scharfe Schneiden besitzen. Es versteht sich von selbst und folgt einer physikalischen Grundregel, dass ein Schneidensaum umso schärfer ist, je kleiner der Winkel zwischen beiden die Schneide einschließenden Flächen ist. Die Schneidenwinkel der Spitzklingen stehen aber dieser Grundregel entschieden entgegen. Denn sie weisen regelhaft einen großen Innenwinkel zwischen Ventralfläche und retuschierte Kante auf, der sich nicht selten 90° bedenklich nähert!

Als Erklärung indes anzunehmen, die Eigentümer der Klingen seien nicht in der Lage gewesen, scharfe Schneiden durch flache Druckretuschierung zu produzieren, wäre jedoch falsch. Denn durch sog. Depotfunde, wie z. B. jenem aus Dorsheim bei Bad Kreuznach, wissen wir, dass die Klingen unretuschiert als Halbfertigprodukte weithin verhandelt worden sind. Offensichtlich wurden sie erst von ihren Erwerbern durch Retuschierung zugerichtet und mit einem Griff versehen. So deuten auch die flach retuschierten Kantenabschnitte am Fund aus Ilverich auf entsprechende steintechnologische Kenntnisse des Eigentümers dieses Stücks hin. Zusammengefasst bleibt somit nur die Erkenntnis, dass die charakteristisch steile Kantenretuschierung der jungneolithischen Spitzklin-

55 Aus zwei Bruchstücken zusammengepasste vollständige sog. Spitzklinge aus Rijckholt-Flint, L. 17,2 cm.



gen bewusst in dieser Form angelegt worden sein muss und einer Funktion als Allzweckmesser anscheinend nicht im Wege stand.

Den jungneolithischen Spitzklingen in Form und Funktion vergleichbare Großgeräte aus Feuerstein fehlen im vorausgehenden Alt- und Mittelneolithikum. Tatsächlich sind sie die Vorboten einer Artefaktklasse, die sich erst gut 2000 Jahre später und dann für lange Zeit als unverzichtbarer Bestandteil der Männertracht etablieren sollte: Dolche. Es verwundert deshalb nicht, dass Spitzklingen auch gelegentlich als „Spandolche“ bezeichnet werden, weil sie aus großen Spaltprodukten („Spänen“) hergestellt worden sind. Es handelt sich also nicht um Kerngeräte, d. h. aus dem Vollen gearbeitete Artefakte. Selbstredend verhindert die bei Klingen produktionsbedingt immer vorhandene Längswölbung letztlich eine echte Dolchfunktion, d.h. den Einsatz als Stichwaffe. Deshalb scheint der Begriff „Dolchmesser“ eher angebracht. Analog zu endneolithischen Grabbeigaben dürften bereits die jungneolithischen Spitzklingen als exklusiv Männern vorbehaltene Artefaktklasse interpretiert werden. Bedenkt man, dass – je nach Fundregion – Spitzklingen aus exotischen, über große Entfernung importierten Feuersteinarten bestehen, dann manifestiert sich darin sicher auch ihre Bedeutung als Prestigeobjekt.

Allem Anschein nach spielte im Spätneolithikum (ca. 3500–2800 v. Chr.) das Tragen von Dolchmessern

vergleichbarer Größe und Machart aus Feuerstein keine besondere Rolle. Mit dem anschließenden Endneolithikum (ca. 2500–2200 v. Chr.) änderte sich dies aber, was sicher auch als Reaktion auf das verstärkt aufkommende Kupfer und wenig später der Bronze als neuem Rohstoff zu verstehen ist.

Im ausklingenden Neolithikum erlebt die Feuersteinindustrie einen letzten Höhepunkt mit der Produktion übergroßer Klingen mit Längen bis nahezu 40 cm. Die wichtigsten Manufakturen liegen in Zentral- und in Nordfrankreich (Le Grand Pressigny in der Touraine, Romigny-Lhéry in der Champagne) und ihre Produkte wurden z. T. über viele hundert Kilometer weit exportiert. Zur gleichen Zeit und bis in die frühe Bronzezeit hinein wurden im nördlichen Europa die berühmten Flintdolche hergestellt, von denen manche Formen fraglos Kopien von Bronzedolchen darstellen.

Literatur: E. LOMBORG, Die Flintdolche Dänemarks (Kopenhagen 1973). – N. MALLET, Le Grand-Pressigny, ses relations avec la civilisation Saône-Rhône. Suppl. Bull. Soc. Amis. Mus. Grand-Presigny II (Argenton-sur-Creuse 1992). – H.-G. SCHARDT, Das Klingendepot aus Dorsheim, Kr. Kreuznach. In: 5000 Jahre Feuersteinbergbau in Europa. Veröff. Dt. Bergbau-Mus. Bochum 22 (Bochum 1980) 284–288. – J. WEINER, Zwei endneolithische geschulterte Dolchklingen aus Feuerstein aus dem Rheinland. Bonner Jahrb. 197, 1997, 125–146. – DERS., Jungneolithischer Kernstein für Großklingen aus Nierswalde. Arch. Rheinland 2002 (Stuttgart 2003) 55–57.

DORMAGEN, RHEIN-KREIS-NEUSS

Ein eigenwilliger jungneolithischer Kratzer aus Stürzelberg

Bereits vor Jahren fand der Landwirt Klaus-Dieter Hahn, Kellerhof in Zons, bei Feldarbeiten ein singuläres Steinartefakt (Abb. 56). Allerdings wurde der Fund erst jüngst der Fachwelt bekannt und da es sich um ein ungewöhnliches Stück handelt, das sich überdies mit hinreichender Wahrscheinlichkeit einem bereits seit längerem bekannten lithischen Ensemble der Jungsteinzeit aus der Umgebung der Fundstelle zuordnen lässt, wird es hier vorgestellt.

Der Fundplatz, die sandig-lehmige Ackerflur „Taubenacker“, liegt in Dormagen-Stürzelberg nordwestlich des Grenzweges auf einer seichten Anhöhe. Am Ostrand der Niederterrasse (NT 3) bei etwa 37,6 m NN gelegen, besitzt er angesichts der unmittelbaren Nähe des Rheinstromes mit seinen feuchten Auen eine hochwassersichere Position. Der Flurname „Taubenacker“ ist nicht der Ornithologie entliehen, vielmehr

handelt es sich um eine Bezeichnung des Volksmundes, den „tauben Acker“. Damit ist eine steinige und wenig fruchtbare Parzelle mit schwerem Boden gemeint. Dies begründet sich darin, dass hier einst eine *villa rustica*, ein römisches Landgut, existierte. So

Jost Auler und
Jürgen Weiner



56 Jungneolithischer Abschlagkratzer aus einem Primärabschlag, L. 9,8cm.